

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 43 (1939-1940)

Heft: 22

Artikel: Der Volkssänger Matthias Claudius : zum 200. Geburtstag

Autor: Eschmann, Ernst

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672623>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

— aber die sind sowieso einverstanden; denen ist die untere Alp schon zuviel. Sie können also Ihren Lieblingszahn jetzt schon einpacken. Handschlag! Aber nehmen Sie ihn bitte gleich mit!"

„Verstehen Sie mich recht, mein Lieber, ich spasse nicht! Ich will den Berg nicht versezen, nicht verändern — ich will ihn erhalten und . . ."

„. . . für sich allein haben! Ich verstehe das gut. Und ich spasse auch nicht. Die Großen haben es wie die Kleinen: sie wollen besitzen!"

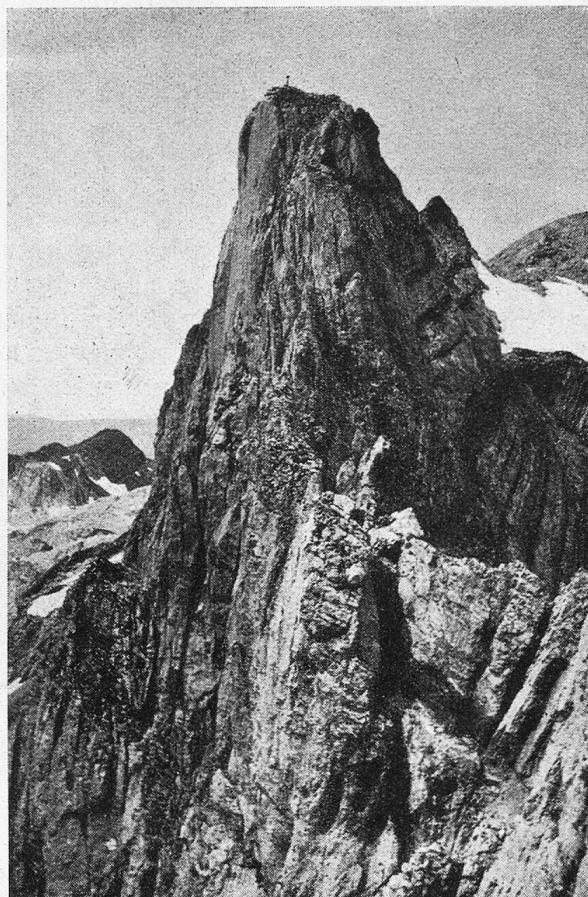
Ein feiner Spott lächelt über die fältigen, braunen Mundwinkel des Sennen und verflüchtigt sich im passenden Räuchlein. Der Bergnarr aber tritt noch einen Schritt näher und schlägt kräftig in die dargebotene Hand. Dann schaut er lange an den stolz geformten Gipfel hinauf, dessen feine Ränder im letzten Abendlicht aufleuchten.

Viele Menschen streben nach Geld, nach Maschinen, Häusern, Büchern, Frauen; alle streben nach Besitz. Sein Traum ist heute erfüllt: dort steht fest und treu sein eigener Berg!

Der Senn aber lächelt noch einmal:

„Schön ist er, ihr Berg — — aber nicht wahr: ich darf ihn auch in Zukunft jeden Morgen anschauen? — Sie werden keine Wand darum bauen? — Sie werden ihn nicht in die Luft sprengen? — So dürfen Sie ihn hundertmal Ihr Eigentum nennen, so oft Sie an ihn denken, bei ihm sind. Berge verkauft man nicht — Berge bekommt man geschenkt!"

„Und man besitzt sie auch nicht. Man besitzt Bauplätze, Weinkeller, Petroleumquellen — Berge erlebt man, immer wieder. Handschlag: ich will den Berg nicht besitzen, nein!"



Ganz langsam und bestimmt sagt er das vor sich hin:

„Ich glaube, die Berge gehören uns nicht — viel eher gehören wir ihnen." . . .

Und nun lächelt der Senn nicht mehr. Es ist tiefer Ernst:

„Aber er ist doch etwas wert, unser Berg!"
„Er ist unschätzbar!" Max Schaffner.

Die Felswand.

Feindselig, wildzerrissen steigt die Felswand.
Das Auge schrickt zurück. Dann irrt es unfrist
Daran herum. Bang sucht es, wo es hafte.
Dort! über einem Abgrund schwiebt ein Brücklein
Wie Spinnweb. Höher um die scharfe Kante
Sind Stufen eingehauen, ein Wegesbruchstück!

Fast oben ragt ein Tor mit blauer Füllung:
Dort klimmt ein Wanderer zu Licht und Höhe!
Das Aug' verbindet Stiege, Stufen, Stufen.
Es sucht. Es hat den ganzen Pfad gefunden —
Und gastlich, siehe, wird die steile Felswand.

Conrad Ferdinand Meier.

Der Volksänger Matthias Claudius.

Zum 200. Geburtstag. Von Ernst Eschmann.

Auf den 15. August fällt der 200. Geburtstag des Volksdichters Matthias Claudius. Wo die deutsche Sprache gesprochen wird, ist sein Name

genannt worden, und heute, in einer so zerrissenen, unruhigen und unglücklichen Zeit nehmen wir doppelt gerne Zuflucht bei Menschen, wie Clau-

dius einer gewesen ist. Seine Werke atmen eine Ruhe und Abgeklärtheit, die zu Herzen geht. Man spürt es seinen Liedern an, sie kommen aus dem Innersten, sie sind von einer so berückenden Naturfrömmigkeit erfüllt, daß man die harte Umwelt vergißt, wenn man sich dem Zauber seiner Poesie hingibt.

Solche Wesen wie Claudius gibt es wohl heute nicht mehr. Der Alltag stürmt viel zu mächtig auf uns ein. Von allen Seiten werden wir bedrängt. Eile ist Trumpf. Vor lauter Lärm kommen wir nicht mehr zu uns selber. Wir entfremden uns unserer großen Lehrmeisterin und Führerin, der Natur. Die Andacht und Ehrfurcht vor den feierlichen Gegenständen der Welt kommt uns abhanden. Von was für einem schlichten Reichtum seelischer Substanz ist sein Abendlied erfüllt, ein Lied, das ihn an die Seite der Edelsten gerückt hat!

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille
Und in der Dämmerung Hülle
So traurlich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen? —
Er ist nur halb zu sehen
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder
Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Luftgespinste
Und suchen viele Künste
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß uns dein Heil schauen,
Auf nichts Bergäglichs trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder froh und fröhlich sein.

Wollst endlich sonder grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Da unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.

Verschon uns, Gott! mit Strafen
Und laß uns ruhig schlafen!
Und unsern franken Nachbar auch!

Hier, in diesem wundervollen Liede, haben wir den ganzen Claudius. Es ist seinem Herzen entquollen, seinem Gemüt. Die scharfe Arbeit der Gedanken liegt ihm nicht. Er hat eine gute Schülung hinter sich. Aber er weiß und hat es erfahren: Wissen macht nicht glücklich. Man muß dem Wesen der Dinge nahe kommen. Nur der Gütige ist klug, Weisheit frommt, und wenn einer alle Kenntnisse der Erde besäße, hätte aber den Freuden und die Ruhe der Seele nicht, er wäre doch arm und hemitleidenswert. Claudius ist kein Mann des Kampfes. Stille und Einkehr liebt er. Er klagt nicht an und weiß sich mit allen Schlägen des Lebens abzufinden. Eine echte Frömmigkeit erfüllt ihn. In ihr liegt der Grund seiner Heiterkeit. Freude trägt ihn. Aus einfachsten Verhältnissen kommt er, und der Drang emporzusteigen und Karriere zu machen, beunruhigt ihn nicht. Es liegt ihm nichts daran, bei den Menschen etwas zu gelten. Und Geld erraffen, ist schon gar nicht seine Sache. Eine Stellung, die ihm reichlicheres Auskommen verspricht, lockt ihn nicht, wenn sein Herz dabei darbt.

Er brauchte wohl Mittel. Seine Familie ist groß. Ein schönes Schärlein Kinder wimmelt in der Stube. Ja es kommen Zeiten, da die Not an die Türe pocht. Er läßt sie pochen. Mit Wenigem, mit Wenigstem ist er zufrieden. Er ist ein lieber Vater und Kinderfreund. Keines ist ihm zu viel. Er geht in seiner Familie auf. Innig liebt er seine Frau, die er vom Lande geholt hat.

Auf dem Lande ist er selber aufgewachsen. Er kennt die Bauern, er fühlt mit den Bauern. Er liebt sie und besingt sie. Selber aber entstammt er einem Pfarrhause aus einem kleinen Dorfe bei Lübeck. Er hatte auch Pfarrer werden wollen. Die schwache Gesundheit ließ es nicht zu. Da pflegte er juristische Studien. Aber sie entsprachen wohl kaum dem Zug seines Herzens. Nachdem er die Universität Jena verlassen hatte, lehrte er wieder nach Hause ins ländliche Pfarrhaus und widmete sich früh der Dichtung. Dann stand er als Sekretär im Dienste des Grafen Holstein in Kopenhagen. Die persönliche Bekanntschaft mit dem gefeierten Messiasänger Klopstock wird ihm wertvoll; denn dieser weist ihn auf den großen Naturpoeten Ossian und vor allem auf Shakespeare. Er dringt in die Welt der nordischen und germanischen Götter. 1768 siedelt er nach Hamburg über und gerät in die Nähe bahnbrechender

Menschen. Lessing und Herder sind unter ihnen. Sie mögen den Adel seiner Gesinnung bald erkannt haben. Herder rühmte ihn „einen herrlichen Jungen von raschem Blick und sanftem, einfältigen Herzen“.

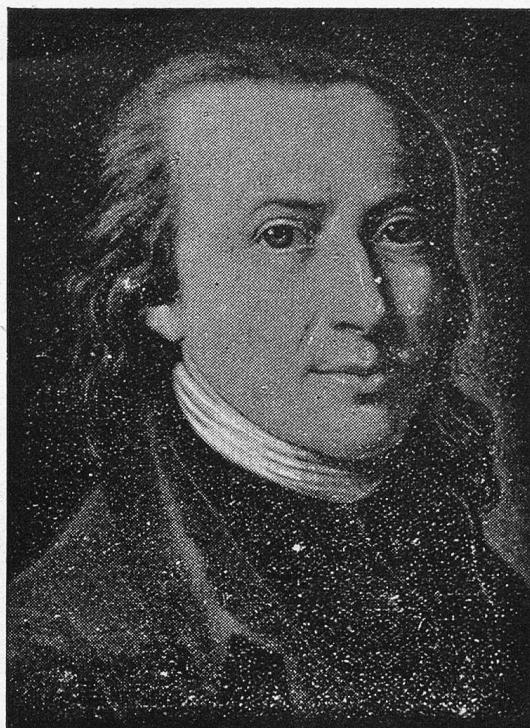
In Hamburg schafft er an einer neu gegründeten Zeitung, am „Wandsbecker Bote“, mit. Als Wandsbecker Bote ist er in die Literaturgeschichte eingegangen, wenn auch das Blatt keine guten Tage durchmachte. Er sammelt seine Beiträge, wechselt seine Stelle und zieht für kurze Zeit nach Darmstadt. Aber was bedeuten ihm, dem neugebackenen Oberlandeskommisarius, die 800 Gulden Gehalt, wenn ihn die Arbeit nicht befriedigt! Lieber zieht er sich in sein Wandsbeck zurück und schlägt sich mit Übersetzungen durch. Da enthebt ihn ein bescheidenes Jahrgehalt, vom Kronprinzen Friedrich von Dänemark gespendet, der größten Sorgen und später die Stelle des ersten Revisors der schleswig-holsteinischen Bank zu Altona. Aber sein Alter ist von Kriegsstürmen beunruhigt. Die Napoleonischen Wirren sagen ihn umher, bis er im Haus seiner Tochter, der Frau des bekannten Buchhändlers Perthes, aufgenommen wird. Am 21. Januar 1815 beschloß er seine Lebensbahn. Anlässlich seines 100. Geburtstages wurde zu seinem Gedenken im Wäldchen bei Wandsbeck ein bescheidener Stein gesetzt.

Matthias Claudius ist noch nicht vergessen. Wo die innigsten Lieder deutscher Dichtung aufgeführt sind, fehlen auch seine besten nicht. Er ist ein Sänger des Volkes. Alle verstehen ihn. Er hat das Geheimnis erlauscht, wie man das Wesentliche sagt und doch einfach bleibt. Die Lieder sind von beispieloser Schlichtheit und Eindrücklichkeit zugleich. Nicht alle. Oft streift er die Nüchternheit, und im Bestreben, sein Thema auszuschöpfen, holt er den letzten Tropfen heraus. Und auf einmal überrascht er wieder mit einem originell geschauten, knapp gefassten Bilde.

Der Tod.

Ach, es ist so dunkel in des Todes Kammer,
Tönt so traurig, wenn er sich bewegt
Und nun aufhebt seinen schweren Hammer
Und die Stunde schlägt.

Gedanken des Todes haben Claudius oft beschäftigt. Er schreckt ihn nicht, und mit kluger Überlegung schaut er ihm ins Auge. Einmal sagt er in seinen Betrachtungen über ihn: „Der Tod ist 'n eigener Mann. Er streift den Dingen dieser Welt ihre Regenbogenhaut ab und schließt



Matthias Claudius,
geboren am 15. August 1740 in Reinfeld.

das Auge zu Tränen und das Herz zur Nüchternheit auf! Man kann sich von ihm freilich auch verblüffen lassen und des Dinges zu viel tun, und gewöhnlich ist das der Fall, wenn man bis dahin zu wenig getan hat. Aber er ist 'n eigener Mann und ein guter Professor Moralium. Und es ist ein großer Gewinn, alles, was man tut, wie vor seinem Katheder und unter seinen Augen zu tun.“

Wenn er in sein Haus tritt und ihm eines seiner Angehörigen raubt, beugt er sich vor seiner Majestät und findet tiefe, einfache Worte des Schmerzes, wie er sie am Grabe seines Vaters gesprochen hat:

Friede sei um diesen Grabstein her!
Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr;

Träufste mir von Segen, dieser Mann,
Wie ein milder Stern aus bessern Welten!
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir getan.

Er entschlief; sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnden von dem ewgen Leben,
Düst' um sein Gebein!

Bis ihn Jesus Christus, groß und hehr!
Freundlich wird erwecken, — ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir wär er mehr.

Claudius ist nicht ganz dieser Erde verfallen; denn der Himmel mit all seinen Sternen eröffnet ihm Perspektiven, die kaum zu erfassen sind. Sie machen klein und bescheiden, rufen Ewigkeitsgedanken und geben dem Menschen Maßstäbe, die ihn ständig erkennen lassen, wie klein und hinfällig er ist.

Und doch, der Dichter freut sich kindlich dessen, was der fruchtbare Grund und die Wirklichkeit ihm spenden. Er stimmt das heute noch so bekannte Rheinweinlied an:

Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher
Und trinkt ihn fröhlich leer!

Ja die Kartoffeln preist er in einem wohl-gelaunten Gesang, wie rötlich sie sind und „weiß wie Alabaster“. Was kümmern ihn dagegen Pasteten!

Mit Herrn Urias zieht er um die Welt und kann gar viel „verzählen“. Jedoch durch nichts in keinem Lande und auch im entferntesten Himmelsstrich läßt er sich verblüffen. Denn lachend und burschikos bekannte er am Schluss seiner Reise durch alle Erdteile:

Und fand es überall wie hier,
Fand überall 'n Sparren,
Die Menschen grade so wie wir
und eben solche Narren.

Wer kennte nicht aus seiner Schulzeit her noch „Die Geschichte von Goliath und David!“

War einst ein Riese Goliath,
Gar ein gefährlich Mann!

Claudius hat Humor. Was für ein Monsterbild entwirft er von diesem Riesen, nur um zu zeigen, wie dieser „große Esel“ doch gefällt wird, „so lang und dick er war“. Und den lächelnden Schilderer sucht es, den Menschen seiner und aller künftigen Zeit ein Sprüchlein zu sagen, das sie beherzigen mögen:

Trau nicht auf deinen Tressenhut,
Noch auf den Klunker dran!
Ein großes Maul es auch nicht tut:
Das lern vom langen Mann;
Und von dem kleinen lerne wohl,
Wie man mit Ehren fechten soll.

In der Lyrik hat Matthias Claudius sein Schönstes gegeben. Möchten die heutigen Sänger von ihm lernen, die Worte natürlich und ungekünstelt zu setzen. In einer Zeit, da so viele überhitzte Bilder, Verstiegenheit und gewaltsame Gespreiztheit in den Gedichtbänden sich breit machen, mutet ein Lied von Claudius wie ein ruhig däligendes Seelein an, in dem sich Wolken und

Himmel, Bäume und Dörfer spiegeln, und der Mensch, der alles schaut, ist glücklich und fühlt sich erquict durch die Schönheit, die ihm entgegenlacht.

Claudius ist selber die „Sternseherin Lise“, die andächtig vor der Natur verharrt und sie gläubig bewundert:

Ich sehe oft um Mitternacht,
Wenn ich mein Werk getan
Und niemand mehr im Hause wacht,
Die Stern' am Himmel an.

Sie gehn da, hin und her zerstreut
Als Lämmer auf der Flur,
In Rudeln auch und aufgereiht
Wie Perlen an der Schnur.

Und funkeln alle weit und breit
Und funkeln rein und schön;
Ich seh' die große Herrlichkeit
Und kann mich satt nicht sehn...

Dann saget unterm Himmelszelt
Mein Herz mir in der Brust:
„Es gibt was Bessres in der Welt
Als all ihr Schmerz und Lust.“

Ich werf mich auf mein Lager hin
Und liege lange wach
Und suche es in meinem Sinn
Und sehne mich darnach.

Kein Wunder, daß einer der innigsten Volks-sänger, der begnadete Wanderer und Freund der Wälder, Eichendorff, so große Freude und Be-glückung empfunden hat beim Lesen der Gedichte von Claudius. „Wie der Abendglockenklang in einer stillen Sommerlandschaft, wenn die Ahren-felder sich leise vor dem Unsichtbaren neigen, weckt er überall ein wunderbares Heimweh, weiß aber mit seinen klaren Hindeutungen dieses Sehnen, wie schön oder vornehm es in Natur oder Kunst sich auch kundgeben mag, von dem Ersehnten gar wohl zu unterscheiden. Zwischen diesseits und jenseits geht er unermüdlich auf und ab und bringt von allem, was er dort erfahren, mit schlüchten Worten fröhliche Botschaft.“

Betrachtungen und Gedanken über menschliches Wesen und Unwesen, Erfahrungen des Menschen-kenners, Einsichten des Naturphilosophen liegen in den Prosaarbeiten von Claudius zerstreut. Sie verfügen nicht alle über die einfache Diction der Lyrik und nehmen oft eigenwillige Formen an. Doch muß man auch Proben von ihnen kennen, um von der innern Welt unseres Dichters eine deutliche Vorstellung zu bekommen. Die ausge-wählten Stellen bringen auch Gewinn, denn sie berühren Dinge, die zu allen Zeiten Gültigkeit haben.